

Victoria Schwartz
**WIE MEINE INTERNET-LIEBE
ZUM ALBTRAUM WURDE**

Victoria Schwartz

**WIE MEINE
INTERNET-LIEBE
ZUM
ALBTRAUM
WURDE**

Das Phänomen Realfakes

blanvalet

Anmerkung: Um die Anonymität der beteiligten Personen zu wahren, wurden Namen, Wohnorte und andere sie betreffende Details sowie einige wenige Parts des genauen Handlungsablaufs verändert. Das Gleiche gilt für abgedruckte Mails und Nachrichtenverläufe, die nicht dem exakten Wortlaut entsprechen, inhaltlich und vom Sprachstil her aber dem Original sehr nahekommen.

Die Autorin übernimmt keine Gewähr für die technischen Angaben in diesem Buch. Sie wurden mit bestem Wissen und Gewissen von ihr geprüft und entsprachen zum Zeitpunkt der Manuskripterstellung der Richtigkeit. Durch Programm-, Website- oder App-Updates können sich aber jederzeit von ihr nicht beeinflussbare technische Änderungen ergeben.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
für dieses Buch liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
Originalausgabe Oktober 2015 im Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2015 by Victoria Schwartz & Blanvalet Verlag, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0536-3

www.blanvalet-verlag.de

INHALT

Vorwort von Sascha Lobo	7
-----------------------------------	---

Teil 1

Wie meine Internet-Liebe zum Albtraum wurde . .	13
Prolog	15
Einleitung	17
Kai	23
Seelenverwandte	23
Liebesbeweise	40
Familienbande	64
Stillstand	83
Distanz	103
Verwirrung	117
Moral	130
Lee	145
Spurensuche	145
Konfrontation	152
Daniel	160
Zweite Chance	160
Chris	181
Frauenpower	181
Epilog	221

Teil 2

Das Phänomen Realfakes	223
Einleitung	225
Unterschiedliche Fake-Typen	230
Über die Opfer	244
Über Realfakes	248
Die Motive von Realfakes	252
Psychologische Überlegungen zu Realfakes	256
Typische Verhaltensweisen und Standardgeschichten	267
Psychologische Manipulation	272
Über Realfake-Accounts	277
Recherche	280
Sich schützen und vorbeugen	296
Fallbeispiele	301
Die Rechtslage	312
Danksagung	317
Quellenverzeichnis	319

VORWORT VON SASCHA LOBO

Zwei neue soziale Phänomene prallen aufeinander wie Schnellzüge auf dem gleichen Gleis: Internetliebschaften und digitale Fantasiefiguren. Gerade der aufregende, vielschichtige, verunsichernde Prozess des Verliebenseins ist nicht gerade die rationalste Phase im Leben, das kann vermutlich jeder selbst bezeugen. Dieser Umstand hat seit Tausenden von Jahren durchaus schwierige Folgen. Im Netz aber kann es dazu führen, dass man sich in jemanden verliebt, den es gar nicht gibt. In eine digitale Figur, die von irgendjemandem – von engen Freunden oder völlig Unbekannten – genau dazu geschaffen wurde. Und dieses verstörende Phänomen tritt immer häufiger auf.

Die Mehrheit der Bevölkerung hat das Internet inzwischen in ihre Tagesabläufe integriert. Mehr oder weniger. Kein Bürojob mehr ohne Netzanschluss, Smartphones sind allgegenwärtig, und über 40 Millionen Menschen sind allein in Deutschland in sozialen Netzwerken aktiv. Das Internet hat die Welt so schnell erobert, selbst Attila der Hunnenkönig hätte neiderfüllt auf einen solchen Siegeszug geblickt.

Leider bedeutet das nicht automatisch, dass sich das Verständnis für die digitale Welt ähnlich schnell verbreitet hat. Im Gegenteil. Bisher ist kaum jemand in der Lage, wirklich zu verstehen, wie die umfassende Vernetzung auf die Gesellschaft wirkt und noch wirken wird. Das liegt zum einen an der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der sich das Netz und angrenzende Technologien verbreiten.

Das erste erfolgreiche Smartphone war das iPhone, es wurde 2007 in seiner ersten Version eingeführt. Nur acht Jahre später geht eine Generation in die Schule, die ausnahmslos mit ihrem Handy symbiotisch verwachsen scheint. Zum anderen zeigt die Geschichte, dass die entscheidenden Auswirkungen einer Technologie in den meisten Fällen schlicht erst nach längerer Zeit einschätzbar sind. 1863 wurde der erste Wagen mit Verbrennungsmotor konstruiert, die Welt veränderte das Automobil erst 50 Jahre später, und mehr als 100 Jahre später begann man sich über Themen wie Umweltverschmutzung überhaupt Gedanken zu machen.

Den größten Fehler, den man bei der Betrachtung der digitalen Welt begehen kann: zu glauben, wir würden mitten in der Entwicklung zur Netzgesellschaft stecken. Tatsächlich sind wir ganz, ganz am Anfang. Vielleicht sind wir sogar dazu verdammt, für immer am Anfang einer digitalen Gesellschaft zu stehen. Aber das heißt auch, dass heute noch exotisch scheint, was morgen eine Massenerscheinung ungeahnten Ausmaßes sein kann. Denn das Internet ist in seiner Wirkung oft ebenso überraschend wie heftig.

Zwar ist die vorgetäuschte Existenz einer Person ein uraltes Phänomen. Aber das Netz und speziell die sozialen Medien haben es sehr einfach gemacht, Fantasiefiguren zu erschaffen. Genau genommen, ist die absolut alltägliche Verwendung von Pseudonymen schon ein erster Schritt in diese Richtung. Auch ein Zweitprofil auf Facebook unter einem ausgedachten Namen gehört bei vielen Teenagern einfach dazu. Unter dem echten Namen wird dann ein elternkonformes Digitaldasein vorgeturnt, während das eigentliche Netzleben unter dem allen Freunden bekannten Tarnnamen stattfindet. An diesen Möglichkeiten, sich im Netz unerkannt auszuleben, ist sehr viel mehr Gutes als Schlechtes. Sie erlauben jedoch auch neue Formen des Missbrauchs.

Gleichzeitig ist zum Standard geworden, sich im Netz zu

verlieben. Soziale Medien sind in bestimmten Altersschichten so selbstverständlich wie Schuhwerk und so unabschaffbar wie das Wetter. Und ebenso ist es selbstverständlich, dort im Digitalen Gefühle zu teilen und zu entwickeln. Auch ich selbst habe die Mehrzahl meiner Freunde im Internet und meine Ehefrau ganz normal auf Twitter kennengelernt. Und nicht betrunken auf dem Schützenfest, betrunken bei der Betriebsfeier oder betrunken in der Disco, wie verschiedene Generationen zuvor.

Zwangsläufig kollidiert die eine soziale Netzentwicklung mit der anderen, und immer mehr Leute verlieben sich in jemanden, dessen echten Namen sie zunächst nicht kennen. Ob nun ein Pseudonym benutzt wird oder nicht. Das mag tausend Mal gut gehen, in meinem Fall etwa stand hinter dem Nutzernamen »frau_meike« auf Twitter tatsächlich eine Frau, die auch noch wirklich Meike heißt.

Aber manchmal verbirgt sich hinter einem scheinbar gewöhnlichen Profil eine Person mit einer besonderen Absicht: nämlich nicht nur eine falsche Identität vorzutäuschen, sondern eine ganze emotionale Welt zu erschaffen, in der andere Menschen sich verlieren können. Und genau deshalb ist das vorliegende Werk so ungeheuer wichtig. Es behandelt als erstes populäres Buch im deutschen Sprachraum ein Thema umfassend, das in wenigen Jahren selbstverständlich sein dürfte: in Freundschafts- oder Liebesabsicht erfundene Netzidentitäten, die Realfakes. Victoria Schwartz hat den Begriff in diesem Kontext geprägt, und er passt perfekt, weil eigentlich jedes Profil in allen sozialen Medien zurechtgeschummelt ist oder zumindest ein Wunschbild darstellt. Die clever inszenierte digitale Darstellung einer nicht existierenden Person kann wahrhaftiger und stimmiger erscheinen als das plumpe Plapperprofil eines beliebigen Schulfreunds auf Facebook.

Die persönliche Geschichte von Victoria, die in diesem

Buch auch beschrieben wird, ist die einer intelligenten, aufgeklärten und in Beziehungsdingen erfahrenen Frau, die sich im Netz verliebt. So weit, so gewöhnlich – bis das Gegenüber sich schließlich auf schmerzhaft Weise als Realfake entpuppt. Noch ungewöhnlicher als diese Tatsache ist allerdings, dass Victoria die durchaus destruktive Wirkung einer solchen Scheinbeziehung nicht nur überwinden konnte. Sondern dass sie einen echten und höchst ermutigenden Gegenangriff startete. Sie spürte zunächst die Person auf, die dahintersteckte. Dann verwendete sie ihre persönlichen Erfahrungen als Grundlage, um zur Expertin für Realfakes zu werden. Und zwar nicht auf eine distanzierte, theoretisierende Weise. Sondern als ehemals selbst Betroffene, für die jede Gefühlsregung einer Fake-Liebschaft nicht nur Beobachtung, sondern auch eigene Erinnerung ist. Bewaffnet mit diesem Vorteil der Sachkenntnis von innen und außen, gründete sie eine Selbsthilfe- und Informationsplattform im Netz. Sie stellte für dieses Thema eine Medienöffentlichkeit her, die den Tausenden und Abertausenden überhaupt erst ermöglichte, sich zu informieren. Das ist vor allem für diejenigen wichtig, die vielleicht ahnen, betroffen zu sein, aber aus Schamgefühl, Angst vor Enttäuschung und Unsicherheit ihrem Verdacht nicht nachgehen wollen. Aber auch für Angehörige oder Freunde ist es oft nicht leicht, auch nur ein sachliches Gespräch über die Möglichkeit eines Realfakes zu führen. Wer denkt schon gern darüber nach, sein kostbarstes Gefühl vielleicht an ein Phantom zu vergeuden?

Victoria Schwartz erforschte zielgerichtet die Eigenarten, Vorgehensweisen und Absichten der Leute, die Netzliebe vortäuschen. Sie entwickelte eine außergewöhnliche Expertise in der Früherkennung falscher Profile ebenso wie Testmethoden und Gegenstrategien. Sie legte einen umfangreichen Katalog an Werkzeugen und Verfahren für den digitalen Ernstfall an.

Und sie schrieb dieses Buch, das zweifellos zum Standardwerk in Sachen Realfakes werden wird. Es sei allen empfohlen, die sich den sozialen Verwerfungen eines digitalen Jahrhunderts stellen möchten oder müssen. Und ohnehin allen, die im Umfeld potenziell Betroffene haben oder selbst eine gewisse Unsicherheit über digitale Beziehungen verspüren. Diese Beziehungen müssen dabei nicht einmal rein digital sein – längst ist es vorgekommen, dass Realfakes Schauspieler für reale Treffen engagiert haben.

Digitale Beziehungen, Realfakes? »Pffff, mir könnte das nie passieren«, ein solcher Satz liegt im ersten Moment vielen Leuten auf der Zunge. Aber abgesehen davon, dass der Satz selten hundertprozentig wahr ist – ist er für sich genommen im Moment des Aussprechens eigentlich unsinnig. Denn wenn man ihn sagt, ist das Phänomen ja schon bekannt. Es ist ein bisschen wie bei einem Zaubertrick, auf den man eben nur dann reinfällt, wenn man ihn noch nicht kennt. Darum sind Aufklärung, Information und Wissen die besten Mittel gegen Realfakes. Und genau deshalb musste dieses Buch geschrieben werden.

TEIL 1

**Wie meine Internet-Liebe
zum Albtraum wurde**

PROLOG

Gleich ist es so weit. Gleich werde ich ihn zum ersten Mal sehen.

Ich konnte nicht genau sagen, wie lange ich auf diesen Moment gewartet hatte. Eine gefühlte Ewigkeit. Geglautb hatte ich nicht mehr daran. Ich kannte diesen Mann von Hunderten von Fotos. Jedes Detail seines Gesichts hatte sich mir eingepägt. Vermutlich hätte ich sogar seine Tätowierungen fehlerfrei aus dem Gedächtnis nachzeichnen können, so oft hatte ich seine Bilder angesehen – aber wie er aussah, wenn er sich bewegte, wenn er sprach oder lachte, das wusste ich nicht.

Ich war aufgeregt. Und insgeheim rechnete ich auch jetzt damit, im letzten Moment könne noch etwas dazwischenkommen.

Ich richtete den Blick auf meinen Laptop. Der Akku war voll, Skype gestartet, und ich hatte sichergestellt, dass Kamera und Ton funktionierten. Es konnte eigentlich nichts schiefgehen, aber trotzdem ... Wie paralysiert starrte ich auf den Bildschirm. Schwankend zwischen Vorfreude und aufkommender Panik, wartete ich auf das aufploppende Fenster des eingehenden Videoanrufs.

Ich schloss die Augen, spürte meinen Herzschlag nun umso mehr, und mich überkamen Fluchtgedanken. Wie entspannt wäre es jetzt, den Rechner einfach zuzuklappen und den Raum zu verlassen? Der Situation zu entkommen? Ruhe zu haben? Um mich abzulenken, zählte ich rückwärts. Bei null würde ich gehen. Vielleicht. »Fünfzig, neunundvierzig,

achtundvierzig, siebenundvierzig, sechsundvierzig.« Es klingelte. ES KLINGELTE!

Ich riss ungläubig die Augen auf und las: »Eingehender Videoanruf.« Einen kurzen Moment zögerte ich – ich hatte Angst, echte Angst. Ich konnte nicht einmal klar benennen wovor – vielleicht vor einer Art Entzauberung? Realistisch betrachtet, konnte all das, was ich in ihm gesehen hatte, innerhalb weniger Sekunden in sich zusammenfallen! »Zusammenreißen!«, befahl ich mir, streckte die Hand aus und klickte auf den »Anruf annehmen«-Button, bevor der Klingelton verstummen konnte.

Das Videobild flackerte einen Moment lang. Dann wurde es scharf. Dort war er. Er sah genauso gut aus wie auf seinen Fotos. Niemand, der es nötig hatte, seine Bilder mit Filtern oder einem schmeichelhaft gewählten Bildausschnitt zu manipulieren – so wie ich es grundsätzlich tat. Im Schneidersitz saß er auf seinem Bett. Er trug Shorts und ein T-Shirt mit dem Logo einer bekannten Firma für Surfbekleidung. Ein wenig schüchtern lächelte er in die Kamera, dann hob er die Hand, winkte und das erste Wort, das ich ihn sprechen hörte, war ein breites, amerikanisches »Hi!«.

EINLEITUNG

»Fakes im Internet? Wen interessiert das? Kein normaler Mensch fällt auf Fakes herein!«

So oder ähnlich denken die meisten Menschen.

Das Internet gehört zu unserem Alltag. Wir nutzen es zur Kommunikation und Information, zum Einkaufen und Urlaubbuchen, zum Spielen und Lernen, um berufliche Kontakte zu knüpfen oder Freundschaften zu schließen und zu pflegen.

Es ist zu unserer zweiten Heimat geworden, in der wir meinen, uns auszukennen, und uns deshalb sicher fühlen.

Neben den großen Themen wie zum Beispiel Datenausspähung und Datenschutz mag das Phänomen »Fakes« fast banal wirken, unterschätzen sollte man es dennoch nicht. Der Raum, den Fakes in Social Networks einnehmen, ist alles andere als klein – gut zu erkennen am Beispiel von Instagram, das Ende 2014 konsequent Millionen von Fake- und Spam-Accounts löschte. Infolgedessen verlor allein der Popstar Justin Bieber innerhalb von 24 Stunden rund 3,5 Millionen Fake-Follower!

Auch bei Facebook wimmelt es von Fakes. Laut dessen Betreibern sind zwischen fünf und elf Prozent der dort registrierten Accounts gefälscht.

Schätzungen zufolge sieht es in den anderen Social Networks ähnlich aus; nicht einmal kostenpflichtige Datingportale sind davon ausgenommen.

Die Wahrscheinlichkeit ist für jeden aktiven Social-Net-

works-Nutzer riesig, mit Fakes direkt oder indirekt in Kontakt zu kommen – oftmals völlig unbemerkt.

Trotzdem gibt es wohl kaum ein Thema, das so klischeehaft ist wie dieses. Menschen, die auf Fakes hereinfliegen, wird unterstellt, sie kennen sich mit dem Internet nicht aus, wären intellektuell unterbelichtet, naiv, emotional bedürftig und zu blöd, um zu merken, dass sich jemand einen Spaß auf ihre Kosten erlaubt. Außerdem sind Fakes grundsätzlich leicht zu erkennen. Entweder an ihren schlecht gemachten Accounts mit gestohlenen Fotos (deren Ursprünge sich selbstverständlich mithilfe jeder Bildersuchmaschine innerhalb von Sekunden finden lassen), oder weil ihre Absichten leicht durchschaubar sind. Sie wollen sich amüsieren, provozieren oder von ihren Opfern profitieren, indem sie Geld, Nacktfotos und Onlinesex fordern. Wer das nicht merkt, ist selber schuld...

Aber stimmen diese Klischees wirklich?

Auch ich wurde Opfer eines Fakes. Und ich behauptete, dass keines der oben genannten Attribute auf mich zutrifft. Natürlich wusste ich von Fakes im Internet. Ich kannte diverse Fake-Accounts, die tatsächlich sämtlichen Vorurteilen entsprachen – und die mir total egal waren. Ich war mir sicher, keine Berührungspunkte mit ihnen zu haben. Und selbst wenn: Was konnte mir ein Fake schon anhaben? Fakes waren uninteressant und kein Thema für mich.

Hätte mir jemand vorhergesagt, was ich erleben würde, ich hätte lachend den Kopf geschüttelt und geschworen, dass mir so etwas niemals passieren könnte.

Dann traf ich Kai. Und er brachte mich dazu, alle Red Flags zu ignorieren und in etwas hineinzugeraten, das wie ein Liebesfilm begann und nahtlos in einen Psychothriller überging.

Kai war ein Traummann. Er war witzig, aufmerksam und interessant. Er schickte Briefe und Postkarten und machte mir kostspielige Geschenke, ohne im Gegenzug jemals etwas von mir zu verlangen. Er und seine Freunde verfügten über umfang- und aufschlussreiche Accounts in diversen Social Networks.

Kai war ein Traum. Und das wortwörtlich, denn – wie sich herausstellte – er existierte nicht! Er hatte mich auf komplexe Art und Weise getäuscht, und zwar organisiert und planvoll.

Niemals zuvor hatte ich von einem Fake dieser Art gehört. Er war ein Realfake. Die perfekte, absolut realistisch anmutende Fälschung eines Menschen.

Während ich noch versuchte, das ganze Ausmaß des Lügengebildes zu erfassen, in das ich verwickelt worden war, stand für mich sofort fest, dass ich nicht die Rolle des hereingelegten Opfers einnehmen würde! Ich musste wissen, wer dahintersteckte und warum die Person das getan hatte. Ich recherchierte fast zehn Monate lang, sammelte Material, beobachtete verdächtige Accounts und gelangte schließlich an mein Ziel...

Im ersten Teil dieses Buches erzähle ich meine Geschichte von Liebe, Hoffnung und Betrug.

Der zweite Teil widmet sich dem, was danach geschah.

Da ich der festen Auffassung bin, dass alles, was einem im Leben passiert, einen Sinn hat und man das Beste daraus machen sollte, entschloss ich mich, mein Erlebnis mit anderen Usern zu teilen, um sie zu warnen, denn ich wünsche niemandem eine ähnliche Erfahrung.

Ich überlegte, wie ich möglichst viele Menschen erreichen konnte, und bloggte schließlich darüber. Am Ende meines Blogartikels bat ich Personen, denen Ähnliches widerfahren war, sich bei mir zu melden. Ich wollte wissen, ob ich ein Einzelfall war.

Was dann geschah, überraschte mich zutiefst: Bis heute kontaktierten mich fast 400 Frauen und Männer – und der Strom an Mails reißt nicht ab. Die meisten von ihnen haben vor lauter Scham noch nie zuvor mit jemand anderem darüber gesprochen. Sie wissen, dass ich sie verstehe, und öffnen sich mir gegenüber. Sie bitten mich um Hilfe bei der Recherche ihrer eigenen Fälle oder der Einschätzung ihrer »Onlinebeziehung«. Viele haben als Folge dessen, was ihnen passiert ist, mit psychischen Problemen zu kämpfen, leiden an Angstzuständen, Depressionen, absolutem Vertrauensverlust bis hin zu Selbstmordgedanken.

Ich war und bin immer wieder aufs Neue berührt von dem Vertrauen, das mir entgegengebracht wird und den unterschiedlichen und sich doch im Kern ähnelnden Geschichten voller enttäuschter Hoffnungen.

Je mehr ich in das Thema eintauchte, desto bewusster wurde mir, dass ich es mit einem Phänomen zu tun habe, das viel häufiger vorkommt, als von mir vermutet, und das zumindest im deutschsprachigen Raum bisher weitgehend unerforscht geblieben ist. Ich fand weder offizielle Studien, noch verfügt die Polizei über auswertbare Daten.

Ohne damit gerechnet zu haben, wurde ich zur Ansprechpartnerin und Beraterin anderer Opfer. Durch den Austausch mit ihnen gelang es mir, Informationen über die von Real-fakes verwendeten Standardgeschichten, ihre typischen Vorgehensweisen, wie zum Beispiel emotionale Erpressung etc., zusammenzutragen.

Ferner gehe ich der Frage nach, welche unterschiedlichen Fake-Typen es gibt und wofür sie eingesetzt werden, stelle leicht verständliche verschiedene Recherchemöglichkeiten vor und gebe Tipps, wie man sich selbst schützen kann.

Außerdem gibt Andreas Mayer, Geschäftsführer der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes, Auskunft über die rechtlichen Möglichkeiten bei Fake-Fäl-

len und die Psychologin Lydia Benecke befasst sich mit der Frage, die letztendlich alle bewegt: »Warum machen Real-fakes das?«

KAI

Seelenverwandte

Während ich das Abendessen vorbereitete, hatten sich meine Söhne, neun und drei Jahre alt, eine Gurke und eine Porree-
stange geschnappt und diese spontan zu Laserschwertern
umfunktioniert. Mit lautem Gegröle stürmten sie durch das
an die Küche angrenzende Wohnzimmer und versuchten,
sich gegenseitig mit ihrer Waffe am Kopf zu treffen. Unbe-
eindruckt konzentrierte ich mich weiter aufs Kochen. Ich
dachte an meine Freundin, deren zarte, in rosa gekleidete
Töchter um diese Zeit meist verzückt lächelnd Playmobil-
Einhörner und Feen auf dem Teppich vor sich herumscho-
ben. Mich überkam leichter Neid, der aber schnell wieder
verflog, als ich einen Blick auf meinen Kleinen erhaschte,
der mittlerweile einen schwarzen Schuhkarton auf dem Kopf
trug, sich drohend vor seinem Bruder aufgebaut hatte und
mit verstellter Stimme »Ich bin dein Vater!« röchelte.

Ich war erst eine halbe Stunde vorher aus der Zeitschrif-
tenredaktion gekommen, die mich für einige Wochen als
Freie gebucht hatte. Am liebsten hätte ich es mir jetzt mit
einer Tasse Tee gemütlich gemacht und irgendeine banale
Vorabendserie geguckt. Stattdessen kam nun der anstren-
gende Teil des Tages: Die Stunden vorm Ins-Bett-Bringen
der Kinder, in denen ihr Energiepegel grundsätzlich am
höchsten und meiner am niedrigsten war. Gott sei Dank
hatte ich danach nichts mehr vor. Ich würde mich aufs Sofa
legen, den Fernseher einschalten und nebenbei meiner virtu-
ellen Stammkneipe Twitter einen Besuch abstatten.

Seit einigen Jahren war ich dort aktiv. Als ich mich damals angemeldet hatte, war mir nicht klar gewesen, welche Faszination dieses Social Network einmal auf mich ausüben würde. Twitter war zum damaligen Zeitpunkt *das* brandneue »ganz große Ding«. Mittlerweile kennen viele diese Mikroblogging-Plattform, eine Art Internettagebuch, das man im Telegrammstil mit kurzen Texten (sogenannten Tweets) mit maximal 140 Zeichen befüllt. Twitter basiert auf einem einfachen Prinzip: Man selbst kann dort schreiben – und die Tweets anderer Personen lesen. Gefallen einem die Inhalte eines Users besonders gut, folgt man ihm, man abonniert ihn sozusagen. Ohne eigene Follower schreibt man ins Leere, führt quasi Selbstgespräche. Im Gegenzug wird Twitter natürlich umso interessanter, je mehr Follower man hat, die einem Feedback geben oder einem einfach nur zeigen, dass sie mögen, was man schreibt, indem sie einem folgen.

Ich hatte mittlerweile um die 4 000 Follower – man schien mich unterhaltsam zu finden. Ich selbst folgte ca. 200 Usern, die ich im Lauf der Jahre größtenteils persönlich kennengelernt hatte. Viele von ihnen arbeiteten in den Medien, aber meine Twitter-Kontakte waren weit gestreut: Studenten und Studentinnen, Anwälte, Geschäftsmänner und -frauen, Coaches, Lehrer und Lehrerinnen, Ärztinnen, Musiker.

Sie nutzten das Netzwerk auf ganz unterschiedliche Weise. Einige berichteten von den Erlebnissen ihres Tages, andere schrieben Gedankenketten, mal lustig, mal tief sinnig, manche griffen tagespolitische Themen auf und wiederum andere nutzten es primär zur Kommunikation.

Schnell kam man ins Gespräch, diskutierte, lachte, stritt, vertrug sich, entdeckte Gemeinsamkeiten, schrieb sich regelmäßig und lernte sich besser kennen. Mit manchen verabredete man sich, traf sich entweder auf größer angelegten Twitter-Treffen oder privat zum Kaffee. Man konnte berufliche Kontakte knüpfen, Bekanntschaften intensivieren oder einfach nur Small Talk betreiben.

Die Menschen, mit denen ich zu tun hatte, waren witzig, schlagfertig und interessant. Manche wurden zu echten Freunden, andere kamen und verschwanden nach einiger Zeit wieder von meinem Bildschirm. Und es war klar: Ohne das Internet hätte ich sie nie kennengelernt. Wie auch?

Das ist einer der wesentlichen Punkte, die für mich die Faszination des Netzes ausmachen: Ich interessiere mich für Menschen. Ich lerne gerne neue kennen und kommuniziere mit ihnen. Das Internet bietet dafür eine hervorragende Möglichkeit.

Egal wo ich mich gerade befand und wann immer ich das Bedürfnis nach einer Unterhaltung hatte: Loggte ich mich bei Twitter ein, waren Leute zum virtuellen Quatschen da. Mein Café in der Hosentasche sozusagen.

Es war 21 Uhr. Ich lag gemütlich auf dem Sofa. Der Fernseher lief und zeigte vier mir komplett unbekannte »Promis«, die sich gegenseitig mit aberwitzigen Fantasiemenüs bekochen und danach das Essen bewerten mussten. Während ich zusah, wie ein Erotiksternchen mit monströsen Silikonbrüsten unter Zuhilfenahme einer Nagelschere versuchte, Kräuter zu zerkleinern, hörte ich ein leises »Pling«. Eine Bekannte hatte mir auf Twitter eine Direct Message (DM) geschickt – eine private Nachricht, die nur wir beide lesen konnten. »Bin fix und fertig. Musste heute die Präsentation abliefern. Und jetzt noch 25 Muffins für Jans Geburtstag morgen backen.« Die Arme... Ich drückte ihr mein ausdrückliches Mitleid aus, und während wir ein wenig hin und her schrieben, kam mir die Idee für einen Tweet, den ich wenig später postete:

Victoria @VictoriaHamburg • 29. September 2011

Eltern sind wie ein Perpetuum mobile. Immer in Bewegung.
Und das ohne jegliche Energie.

Mit diesem eigentlich belanglosen Tweet, der bestimmt nicht mein bester war, begann eine Liebesgeschichte, die ich nie für möglich gehalten hätte.

Wie üblich, wenn man viele Follower hat, reagierten innerhalb der nächsten Stunde andere User auf den Tweet. Die meisten von ihnen waren Eltern, die ich dem Namen nach kannte. Sie schrieben mir Replies, für die Öffentlichkeit sichtbare Antworten. Manche waren lustig, andere eher belanglos. Eine fiel mir besonders auf. Warum, konnte ich im Nachhinein gar nicht wirklich sagen, vielleicht weil eine Discrepanz zwischen Profilbild und Tweet herrschte:

Kai @Kai_Cruising • 29. September 2011

@victoriahamburg Eltern sind die einzigen Menschen, die ohne Bezahlung jeden Tag hart arbeiten und immer alles geben. Ein Leben lang.

»Stimmt«, dachte ich und sah mir das Foto genauer an. Es zeigte einen gut aussehenden, in die Kamera lachenden Mann mit dunklen Haaren, die ihm wild vom Kopf abstanden, so als wäre er gerade aus dem Wasser gekommen. Obwohl das Foto mit einem Filter gelblich eingefärbt worden war und dadurch das Motiv sonnig und strahlend wirkte, sah man, dass seine Haut genau die Bräune hatte, die andere nicht einmal von einem vierwöchigen Strandurlaub auf den Kanarischen Inseln mit nach Hause brachten. »Was weiß so ein Typ über das Elternsein?«, fragte ich mich. »Bestimmt einer dieser Twitter-Männer, die den sensiblen Frauenverstehern geben, um Eindruck auf ihre Followerinnen zu machen.« Ich klickte auf sein Profil. Es schien relativ neu zu sein, sodass es noch nicht viel zu lesen gab. In seiner kurzen Biografie stand: »Kai. Querdenker, Träumer, Weltenbummler, Sonnenanbeter, Surfersoul«. Nett, gefällig, aber nichts-

sagend. Es gab einige wenige, recht witzige Tweets, größtenteils unterhielt er sich aber mit zwei anderen Usern, einer Tina und einem Alex. Mit beiden schien er privat befreundet zu sein. Neben gegenseitigen Frotzeleien ging es um Reisepläne, Flüge und Ankunftszeiten. Den Tweets nach schien er sich auf Jamaika aufzuhalten. Interessant!

Spontan tippte ich eine Antwort an Kai: »Sprichst du aus Erfahrung? Du siehst nicht aus, als hättest du Kinder.«

Kurze Zeit später reagierte er: »Ich habe vier jüngere Geschwister. Ich weiß, wie das ist. :)«

So begann unsere Freundschaft.

Wir begannen zu chatten und kamen von einem Thema zum nächsten. Kai war ein guter Gesprächspartner. Witzig und aufmerksam, und bevor ich den Rechner an diesem Abend ausschaltete, hatten wir längst von öffentlich sichtbaren Replies zu Direct Messages gewechselt.

Im Laufe der nächsten Wochen führten wir trotz des Zeitunterschiedes von sieben Stunden, denn er befand sich tatsächlich auf Jamaika, unsere Unterhaltung fort. Wir schrieben uns zwar unregelmäßig, trotzdem aber fast täglich, und da wir beide Spaß an der Kommunikation miteinander hatten, nahm die Häufigkeit unserer Nachrichten schnell zu. Wachte ich morgens auf, fand ich in meinem DM-Fach meist schon einige Nachrichten, die er in der Nacht geschrieben hatte, und ich antwortete ihm darauf. Hatte er tagsüber nichts vor, chatteten wir. Bei mir war es dann Abend. Man konnte sich mit ihm über alles unterhalten, von *Bauer sucht Frau*, über Politik bis hin zu Philosophie und Weltreligionen. Natürlich sprachen wir auch über Persönliches. Er war interessiert an meinem Leben, fragte nach, redete offen von sich selbst, ohne dabei ein Schwätzer zu sein. Wir erzählten uns, was wir tagsüber erlebt, worüber wir uns gefreut oder geärgert

hatten. Seinen feinen Antennen entging nie, wenn ich einen schlechten Tag gehabt hatte, und dann gelang es Kai in kürzester Zeit, mich wieder aufzuheitern. Er spürte regelrecht – obwohl ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen –, wenn es mir nicht gut ging, und sprach mich dann darauf an. Ich wunderte mich darüber, aber er fand es ganz normal.

»Ich habe vom ersten Moment an eine starke Verbindung zu dir gespürt. Ich weiß nicht, was es ist, aber diese Connection ist nun mal da.«

Mir war dieses Gefühl nicht fremd. Es gab ganz einfach Menschen, die auf besondere Weise miteinander harmonierten. Der Begriff »auf einer Wellenlänge sein« brachte es genau auf den Punkt.

Mittlerweile wusste ich fast alles von Kai. Er wohnte in Münster, hatte in den USA studiert, war selbstständiger Physiotherapeut und arbeitete mit verhaltensauffälligen Kindern. Bis auf eine seiner Schwestern lebte seine Familie im Ausland. Jedes Jahr hielt er sich über einen längeren Zeitraum dort auf, um den Kontakt zu seinen jüngeren Geschwistern nicht zu verlieren. Seine Eltern waren geschieden und momentan befand er sich auf Jamaika bei seinem Vater, seiner Stiefmutter und seiner zehnjährigen Halbschwester. Anschließend würde er dann in die USA reisen, um dort seine Mutter, seinen Stiefvater und zwei jüngere Brüder zu treffen. Und irgendwo auf der Welt gab es außerdem einen älteren Bruder mit Frau.

Mir schwirrte der Kopf bei all den Namen und Städten. Wer war noch mal wer? Und wer wohnte wo? Und wieso lebte Kai in Münster, seine Familie aber nicht? Komplexe Sachverhalte in Nachrichten von jeweils 140 Zeichen Länge zu erklären war ein Ding der Unmöglichkeit.

»Lass uns mailen«, schrieb Kai irgendwann.

»Bist du bei Facebook?«, fragte ich.

Er verneinte, er sei bisher kein großer Freund von sozia-

len Netzwerken gewesen. In Deutschland müsse er so viel arbeiten, dass ihm seine Freizeit viel zu schade fürs Internet wäre. Aber auf Jamaika langweilte er sich manchmal tagsüber: Seine Halbschwester sei in der Schule, seine Freunde wären bei der Arbeit, also hänge er viel im Haus seines Vaters herum, weil er keine Lust hätte, allein etwas zu unternehmen. Diese Langeweile habe ihn dazu veranlasst, sich spontan bei Twitter anzumelden.

Als ich mich am nächsten Abend bei Facebook einloggte, fand ich eine Freundschaftsanfrage von Kai vor. Überrascht nahm ich sie an und besah mir sein brandneues Profil.

Er hatte bereits neun Freunde. In der Hoffnung, mehr über Kai zu erfahren, klickte ich mich durch ihre Accounts. War er beliebt? Herrschte ein herzlicher Umgangston untereinander? Ich finde, die Freunde eines Menschen sind ein guter Indikator für seine Sozialkompetenz und seinen Lebensstil. Dafür, ob er ein aktives Leben führt oder lieber allein vor dem Rechner sitzt und das Haus nicht verlässt.

Kais Freunde waren attraktiv – so wie fast alle Menschen bei Facebook. In Zeiten von Photoshop und Fotofiltern läßt niemand freiwillig unvorteilhafte Bilder von sich hoch, wenn es mit wenigen Klicks möglich ist, sein Erscheinungsbild zu optimieren. Und solange Menschen so oberflächlich sind, dass sie extrem viel Wert auf die Optik anderer legen, kann man es niemandem verdenken, wenn er sich in besonders positivem Licht darstellt.

In Kais Chronik fanden sich die ersten Posts, und ich erkannte als Verfasser Personen wieder, von denen er mir schon erzählt hatte. Seinen besten Kumpel Chris zum Beispiel, einen Kinderpsychologen aus Deutschland, der in Hamburg aufgewachsen war und nun in San Diego lebte. Dem Foto nach ein recht attraktiver, selbstbewusster Typ. Er schrieb: »What's up, Kai? Gimme a call when you're in Athens.«

Auch Tina und Alex, die ich bei Twitter gesehen hatte, waren auf Facebook vertreten. Tina, bildhübsch, mit langen blonden Haaren und großen blauen Augen. Sie und Kai hatten das gleiche Gymnasium besucht. Auf Kais Seite hatte Tina das Foto einer Pfütze gepostet und darunter geschrieben: »Nur mieses Wetter hier, du Arsch. Komm sofort zurück. Wir sind alle neidisch!«

Alex, mit glatt rasiertem Schädel, sah auf seinem Profilbild bemüht cool aus. Er war Deutscher, Kais Erzählungen nach studierte er aber Design in London. Nachdem ich auf Twitter einige seiner zynischen Tweets gelesen hatte, war er mir von Grund auf unsympathisch. Auch bei Facebook hielt er sich nicht zurück: »Du machst deinen Trip und meldest dich bei Facebook an? Was soll der Scheiß, Alter!« Das sah eine Janine ganz anders: »Kai, du bei Facebook? Wurde auch Zeit.«

Auf den Post eines Ian, der augenscheinlich auf Jamaika lebte und schrieb: »Hi Bro, how about catching some waves this weekend?«, hatte Kai geantwortet: »Yeah. On Saturday. My family celebrates Grandpa's birthday on Sunday.«

Ich klickte mich weiter durch Kais Account, fand einige Fotos, die von seinen Freunden schon gelikt worden waren: Kai am Strand und beim Surfen. Zum ersten Mal sah ich mehr als ein Profilfoto von ihm. Mit seinen dunklen Locken, den fast schwarz wirkenden Augen, dem dunkleren Teint und den polynesischen Tätowierungen auf Armen und Rücken war er ein wirklich schöner Mensch.

Ich erinnerte mich, dass ich als Kind irgendwie an einen antiquarischen Bildband über die Südsee gelangt war und damals Stunden damit zugebracht hatte, mir die Schwarz-Weiß-Fotos anzusehen und mich dorthin zu träumen: Palmen, kilometerlange weiße Strände, Einbäume, Pfahlbauten, junge Frauen mit langen dunklen Haaren, in die Hibiskus-

blüten gesteckt waren, und tätowierte junge Männer, die fischten und tauchten – und exakt so aussahen wie Kai. Witzig, wie mich diese Erinnerung plötzlich einholte. Ich musste lächeln, zwang mich, den Blick abzuwenden und Kais andere Fotos anzusehen. Ein Mädchen, das eine Grimasse in die Kamera schnitt. Im Hintergrund eine Terrasse, die einen Panoramablick auf strahlend blaues Meer bot. Kai neben einem älteren Mann in Shorts und weißem Polohemd. Chris hatte das Bild kommentiert: »Say Hi to Dad, please! ;-)
« Kai hatte mir erzählt, dass Chris schon mehrfach mit ihm auf Jamaika gewesen war. Natürlich kannte er »Dad«, hatte anscheinend sogar ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm.

Wie genial musste es sein, Verwandte dort zu haben, wo andere Urlaub machten? Dort jederzeit hinfliegen und monatelang bleiben zu können?

Ein lautes »Pling« ließ mich aufschrecken, während das Facebook-Chatfenster am unteren Rande des Monitors aufsprang. Kai! »Hi, ich habe dir gestern noch eine Mail geschrieben. Ist lang geworden. Muss los. Treffe Freunde zum Essen. Bis später. xoxo« Bevor ich antworten konnte, war er schon offline. Klar. Es war Mittagszeit auf Jamaika.

Ich öffnete mein Facebook-Postfach und fand seine Mail. Gespannt begann ich zu lesen.

Kai Cruz Dienstag, 18. Oktober 2011 um 03:50

Hi Vicky, hier nun also die »Story of my life«. Ich weiß, sie ist kompliziert, aber vielleicht verstehst du sie ja nach dem Lesen. ;) Meine Eltern sind auf Jamaika geboren worden und haben sehr früh geheiratet. Meine Mutter war gerade mal 18 und wurde schon ein paar Monate später mit meinem Bruder Robert schwanger. Mein Vater hat dann ein Stipendium bekommen, das ihm ermöglichte, in Deutschland Maschinenbau zu studieren. Meine Eltern und der einjährige Robert zogen, ohne wirk-